

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlh. Post-Ämtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 46.

Berlin, Mittwoch den 17. April

1833.

Frankreich.

Die Frauen in Mexiko.

Von einem Französischen Reisenden geschildert.

Die Mexikanischen Damen sind im Allgemeinen klein, zeichnen sich aber durch einen zierlichen Wuchs, niedliche Fätschen und sehr schönes Haar aus. Ihr Gang ist leicht und anmuthig, besonders in der Spanischen Tracht, die sie noch immer des Morgens tragen. Ihre Haltung ist selten schön, und gleich den Spanischen Frauen bringen sie sich durch den häufigen Genuß von Süßigkeiten frühzeitig um diese schätzbare Pflanze. Ihr Teint ist so weiß, aber auch so unbleich wie Wachs. Vor Luft und Sonne nehmen sie sich mit der größten Sorgfalt in Acht. Die Bäder, welche sie ziemlich häufig nehmen, sind fast das einzige, wodurch sie für die Reinlichkeit ihres Körpers sorgen, da ihnen die Priester nicht erlauben, sich anderweitig mit dieser Sorge zu beschäftigen. Die Corsets kommen erst jetzt bei ihnen auf. Ihre Gesundheit wird wahrscheinlich durch Einführung dieser Französischen Mode leiden, wenn auch ihre Brust an Schönheit der Form und Dauer dadurch gewinnen wird.

Die Mexikanischen Damen werden nicht dazu erzogen, fleißige und gute Hausfrauen zu seyn. Die wenigen Arbeiten mit der Nadel, die sie verstehen, dienen bloß zum Zeitvertreib. Das kleinste Stück Arbeit erfordert bei ihnen sehr viel Zeit. Zur feinen Erziehung gehört, außer Lesen und Schreiben, das Französische und Musik. Der Tanz ist die einzige Kunst, die sie mit Leidenschaft und großer Vollkommenheit üben. Die schöne Welt in Mexiko hat eine Menge Tänzerinnen aufzuweisen, welche die berühmteren an unserer Oper verdunkeln würden.

Die Zeit der Mexikanerinnen wird durch keine der Pflichten in Anspruch genommen, die den Frauen anderwärts obliegen. Für das Hauswesen sorgen ausschließlich die Großmütter und Tanten. Die Frau eines Kaufmannes läßt sich nie im Laden oder im Comtoir sehen und mischt sich auf keine Weise in die häuslichen Angelegenheiten. Die Sorge für ihre Person, Toilette, Andachtsübungen, Besuche, Spaziergänge, Einkäufe, Kränzchen und Intriguen beschäftigen sie, und damit bringen sie den Tag hin. Die Mexikanerin geht alle Tage in die Messe, und ihr Anzug besteht einmal wie das andere aus einem schwarzen Kleide, mit einem kleinen gewöhnlich rothen Shawl darüber, und der Mantilla. Dieser letztere Theil ihres Anzugs ist der kostspieligste, denn in Mexiko erkennt man eine vornehme Dame an der Kostbarkeit ihrer Mantilla, wie bei uns an ihrem Türchischen Shawl. Weiße oder fleischfarbene seidene Strümpfe und niedliche Atlaschube erhöhen die natürliche Nettigkeit ihrer Füße. In ihrem schwarzen Haar tragen sie einen sehr hohen Kamm von Schildpatt. Durch dieses künstliche Mittel suchen sie ohne Zweifel ihre kleine Gestalt etwas zu heben. Auf ihre Haare verwenden sie viele Sorge und Zeit. Sie waschen sich den Kopf sehr oft mit Seifenwasser, um ihn reinlich zu erhalten. Nachdem dies geschehen, legen sie sich auf Matten und lassen die Haare zerstreut herabhängen, damit sie trocknen. Dann beginnt das schwierige Geschäft der Kammerfrau. Sie muß den Kopf ihrer Gebieterin von gewissen kleinen Gärten befreien, die man vorsätzlich nicht ganz vertilgt, sondern man läßt immer genug zurück, um den Damen oft das Vergnügen der Säuberung zu gewähren, welche ihnen sehr zu behagen scheint. — Der zweite Theil des Tages erfordert eine neue Toilette; jetzt kommen die Französischen Moden an die Reihe. Allein zum Unglück fehlt ihnen der feine Geschmack der Pariserinnen. Die Mexikanerin sieht mehr auf recht glänzenden Puz, als auf das, was sie am besten kleidet. Nach der Menge von Blumen, Federn und Schmuck, womit sie sich behängen, sollte man sie eher für lächerliche Frauenzimmer, als für Damen von Stande ansehen. Die Kaschemir's haben hier kein Glück gemacht. Man zieht ihnen die Shawls von gestickter Seide vor, weil sie leichter sind. Diese tragen sie lieber über dem Kopf als über den Schultern, wie sie es mit ihrer Mantilla und dem Rebozo gewohnt sind. Außer der Zeit, die sie der Andacht widmen, oder dem Reichwarter, der seines Vortheils wegen immer sehr nachsichtig ist, bringen sie die übrigen Stunden mit Besuchen oder auf ihrem Balkon hin. Ein Hauptgeschäft für sie ist es, ihre Kinder zu puzen, allein leider wird auf eine passende und bequeme Kleidung gerade am wenigsten gesehen. Die armen Kleinen, in einen Anzug eingezwängt, der alle ihre Bewegungen hindert, bestreben sich, die Geberden und die Stellung ihrer Eltern anzunehmen. Nichts ist lächerlicher, als diese Señoras en miniature zu sehen, die, unter der Last einer dreifachen Garni-

ur erliegend, mit dem Fächer in der Hand, von einer anderen Puppe im Mantel oder in Offiziers-Uniform geführt werden.

Nach der Mittagstafel und der Siesta besuchen die Mexikanerinnen die Kaufmanns-Gewölbe und später die Promenade. In Gesellschaft begiebt man sich erst gegen 9 Uhr. Die Gäste sind da nicht unter einander gemischt, sondern die Damen sitzen auf einer Seite, und die Herren bilden auf der anderen verschiedene Gruppen. Ein Fremder könnte glauben, hier herrsche die höchste Ehrbarkeit und die strengsten Sitten, allein, wenn die Intriguen nicht so öffentlich betrieben werden, wie in Frankreich, so sind sie darum nicht weniger thätig. Ein Blick ist zu einer Liebeserklärung hinreichend, die durch eine Bewegung mit dem Fächer angenommen oder zurückgewiesen wird. Der Fächer ist eine Art von Telegraph, dessen sich die Frauen unaufhörlich bedienen, und der ihre Gedanken ganz vortrefflich ausdrückt. Liebesbriefchen und Geschenke werden dann durch Puffhändlerinnen geschickt, diese bringen Alles zwischen den Parteien in Nichtigkeit. Die Rendez-vous finden früh Morgens statt. Die Frau ist fast ganz in ihre Mantilla verhummt, wenn sie sich dahin begiebt. Eines Morgens begegnete ich auf der Alameda einer Dame von meiner Bekanntschaft in dieser sorgfältigen Verhüllung. Ich glaubte, sie grüßen zu müssen; allein noch an demselben Abend las sie mir den Text recht verb. dafür. „Unbesonnener, haben Sie denn nicht, daß ich topada (verhummt) war? Ich entschuldige Sie, weil Sie unsere Sitten nicht kennen, aber künftig, so oft Sie eine Frau topada sehen, hätten Sie sich wohl, sie anzureden.“ — Ich ließ mir das gesagt seyn.

Das Konkubinat ist hier sehr selten. Mitunter wird ein junges Mädchen von einem reichen Manne unterhalten. Allein die Schwierigkeit ist, daß er nicht bloß sie, sondern auch ihre ganze Familie zu ernähren hat. Uebrigens kommt jeder Liebeshandel hier ziemlich theuer zu stehen. Ein Abenteuer scheint noch so glänzend, die Eigenliebe wird sich doch immer hinterher gedemüthigt finden. Die Gräfin oder reiche Bürgerfrau, die Sie den Abend vorher noch so zärtlich empfing, unterläßt dennoch am anderen Morgen nicht, Ihnen Geld abzuborgen, was man ohne Verletzung der guten Lebensart nicht verweigern kann. Die Camarera (Kammerfrau), welche diese Unterhandlung führt, fordert eine Summe, die mit dem Stande ihrer Gebieterin im Verhältniß steht. Die theuersten verlangen 10 oder 20 Unzen Goldes, die wohlfeilsten begnügen sich mit Einer Unze.

Die Mexikanischen Damen genießen eben so vieler Freiheit, als die Französischen. Die fleißige Aufwartung, die Achtung und Ehrerbietung, die man ihnen widmet, beweisen, daß sie noch eine Herrschaft besitzen, welche die Frauen in Europa seit dem Ende des letzten Jahrhunderts eingebüßt zu haben scheinen. — Anfangs kann man den Mexikanischen Gesellschaften keinen Geschmack abgewinnen; man muß sich an sie gewöhnen, so wie sie an uns. Ist dies aber erst geschehen, so findet man in vielen Häusern ein vergnügtes und herzliches Wesen, welches die gezwungene Unterhaltung unserer Pariser Pique vergessen macht.

Wenn eine Mexikanische Dame am Tage ausgeht, so läßt sie sich wohl begleiten, aber nie von ihrem Begleiter führen. Erst gegen Abend gewährt sie diese Günst. Sie erlaubt, daß man ihr die Hand reicht, um aus einer Straße in die andere zu biegen, um über einen Keststein zu schreiten oder eine Treppe hinaufzusteigen. Man muß sorgfältig Acht haben, ihr den höheren Theil der Trotoir's zu überlassen. Auf den Abend-Spaziergängen unter den Gallerieen am Markte muß ihr Führer bei jedem Umkehren seine Stelle wechseln, damit sie immer an der Außenseite der Gallerie hingehe und nicht gestoßen werde.

Die ankerrentliche Zurückhaltung, welche die Frauen in öffentlichen Gesellschaften beobachten, steht in auffallendem Widerspruch mit ihren freien Redensarten. Sie bedienen sich mancher Wörter, die das Ohr einer Französin verletzen würden. Sie nennen jede Sache ganz unbefangen bei ihrem Namen und erröthen im Gegentheil nur über feine und versteckte Anspielungen. Ihre Sprache unter vier Augen drückt ganz die Gewalt der Leidenschaft aus, welche sie beherrscht; losende und übertriebene Ausdrücke, die den Orientalen abgeborgt scheinen. Estrella de mi alma (Gestirn meiner Seele), Antorcha de mi vida (Fackel meines Lebens), hijo de mi corazon (Sohn meines Herzens) sind gewöhnliche Ausdrücke verliebter Frauen und können eine Idee von der galanten Sprache der Mexikaner geben.

In den niederen Klassen hat der Charakter der Frauen in mancher Hinsicht ein scharferes Gepräge. Dies kommt daher, weil

II. Justiz-Tragödie in Madrid.

Das heutige Morgenblatt hatte die öffentliche Hinrichtung zweier Uebelthäter angekündigt; ich bin kein sonderlicher Liebhaber solcher Staats-Trauerstücke; doch im fremden Lande soll der Reisende so wenig ungesehen lassen als möglich. Gegen 10 Uhr begab ich mich nach der plazuela de cebada.

Dies ist sonst einer der Haupt-Marktplätze von Madrid. In der Mitte steht ein Springbrunnen, Symbol des Ueberflusses; um denselben eine Anzahl hölzerner Mehgerbuden, worin mageres und schlecht aufgeputztes Rind- und Hammelfleisch feil geboten wird. Marktleute beiderlei Geschlechts sitzen zwischen ihren Eier- und Gemüse-Körben, behangen mit Festons von Knoblauchs-Guirlanden, verschauelt hinter Pyramiden von Kartoffeln, Zwiebeln, Granatäpfeln, Tomaten und Drangen. Ganze Heerden Schweine sieht man, alle bereits geschlachtet, aber auf ihre vier Beine gestellt, als lebten sie, jedes mit einem Kornbüschel im Munde, oder über eine Tonne gespreizt, wo es dann aussieht, als jappeten sie noch mit den Füßen zur Erde. Die Gesellschaft, welche man hier gewöhnlich findet, macht auf Glanz keinen Anspruch. Es ist das älteste und unscheinbarste Stadtviertel, dessen Bewohner dieser Platz als Markt und Versammlungs-Ort dient. Die nächste Nachbarschaft besteht aus fettigen Mehger-Wohnungen und Schlachthäusern; zahlloses Fuhrwerk passirt von und nach Toledo, Talavera, Arangues, Cordova, Sevilla; in ununterbrochener Prozession schreiten lange Reihen beladener Esel und Maulthiere gravitätisch vorüber. Die Marktgäste kommen größtentheils aus der nächsten Umgegend der Hauptstadt; da sie Abends heimkehren, bedürfen sie der Wirtshäuser nicht; ihre Thiere verzehren aus Freßbeuteln die mitgebrachte Gerste; sie selbst leben vom Proviant ihrer Satteltaschen, etwas Brod, Käse, Wurst mit dickem Nothwein in lederner Flasche; Leckermäuler holen im irdenen Topfe ein wohlgeschmacktes Ragout vom tragbaren Heerde der nächsten Subellänin.

Heute erschien die Gestalt des Platzes sehr verändert. Die Fleischbänke waren leer und verlassen; die Gemüsekörbe und Obst-Pyramiden über die Seite geschafft; die Schweine verschwunden oder in irgend einer Ecke unsymmetrisch über einander geworfen. Die fehlenden Alltags-Objekte wurden jedoch durch ein ungewöhnliches ersetzt — das Werkzeug der Justiz-Vollstreckung.

Verschiedene Todesstrafen sind in Spanien in Gebrauch. Die am wenigsten schmachvolle des Erschießens ist eine Art Soldaten-Privilegium; bürgerlicher sind Garrote und Galgen. Der zur Garrote verurtheilte Delinquent wird in einen eisernen Stuhl gesetzt und ein ihm umgelegtes eisernes Halsband mittelst Umdrehung starker Schrauben bis zur augenblicklichen Erstickung verengt, oder auch, durch gewaltigen Hammerschlag, auf einen zwischen Halsband und Nacken befindlichen Keil, der Halswirbel gebrochen. Am schimpflichsten ist der Tod am Galgen; gewöhnlich vorzugsweise dem Räuber, dem Mordhelmsünder und anderen gemeinen Uebelthätern angedroht; durch Brutalität der Parteiwuth jüngster Zeit aber nicht selten auch auf politische Verbrecher oder Feinde ausgedehnt. Die für heute auserlesenen Justiz-Opfer schienen jedoch von unzweideutigem Charakter, und Niemand bezweifelte die Schicklichkeit des sie zum Galgen verdammenden Urtheils.

Höchst einfach konstruirt war das Werkzeug der Gerechtigkeit: ein schwerer eichener Horizontalbalken über zwei vertikale Geleite; zu ersterem führte auf der Hinterseite eine starke Leiter oder vielmehr Treppe; oben war er mit Schaaffellen umwunden, gegen die Friction der Stricke an den scharfen Balkenenden. Die ganze Anstalt schien solide genug, um sichere Urtheilsvollstreckung zu verbürgen. Gendarmen bewachten den nächsten Umkreis, welchem, außer dem Henker und seinen Knechten, Niemand sich nähern durfte.

Eben als ich ankam, stieg der Bendugo die Treppe hinan, mit vier Stricken in der Hand, welche er dicht neben einander und sehr sorgfältig um die fellbedeckte Mitte des Horizontalbalkens schlang. Die Henkers-Profession ist höchst verachtet in Spanien; ebemals ward sie nur durch Mauren, Juden und andere Ungläubige geübt; noch heute muß, wer zu der damit verknüpften bürgerlichen Entwürdigung zugelassen zu werden wünscht, Beweis führen, daß schon seine Ahnherren dem Amte vorstanden. Bei einer neuerlichen Gelegenheits hatte zu Granada eine förmliche Konkurs-Bewerbung stattgefunden, wo jeder Kandidat mit heraldischer Genauigkeit darthat, wie er, von väterlicher oder mütterlicher Seite, aus reinem Henkerblute stamme. Die Zahl der Bewerber soll größer gewesen seyn, als gewöhnlich, wegen eines zu dieser Stelle in Granada gehörigen, ziemlich einträglichem Zehnten von allen auf öffentlichem Markte verkauften Salat- und Suppenkräutern.

Schaustüfte waren überflüssig vorhanden; die Ballone der Häuser ringsum, mit dichten Gruppen beider Geschlechter besetzt, bildeten ein Panorama, demjenigen nicht unähnlich, welches die plaza mayor bei Stiergefächten zur Schau stellt. Unten das bunteste Gedränge der niederen Volks-Klasse; Kesselflicker und Schußflicker mit ledernen Schürzen und schmutzigen Gesichtern neben dem Andalusier in seiner beiteren Landestracht; athletische Bauern oder Maulthiertreiber aus den benachbarten Ebenen Kastiliens und La-Mancha's neben dem blaffen dünnbeinigen Schneider der Hauptstadt. Anderes Geschlecht hielt sich abgesondert, keiner Profession angehörig, auch wohl, obgleich armselig und zerlumpt, zu stolz, um irgend eine zu ergreifen. Diese Kerle standen bis an die Nase in zerrissene Mäntel gebüllt.

* Nach A year in Spain by a young American. — Vgl. Nr. 30 des Magazins von d. J.

sie, wie überall, sich von den Regeln des Wohlstandes losmachen und der öffentlichen Meinung trotzen. Beischwestern außer dem Hause, Zänkerinnen innerhalb desselben, überlassen sie sich ohne Zwang ihrem eifersüchtigen und rachsüchtigen Gemüth. Eine Frau aus den mittleren Klassen sagt ihrem Geliebten ohne Anstand, daß sie ihn für seine Untreue schon bestrafen werde, und zuweilen macht sie ihre Drohung wahr. Eine Marquise hingegen rächt sich, ohne daß man ahnen kann, woher der Streich komme.

Die Bürgerfrauen niederen Standes tragen auch das schwarze Kleid mit der Mantilla, und Abends ein Musselin- oder Indienne-Kleid mit dem Shawl oder Rebozo, selten Federn oder Blumen, und fast nie Hüte. Die Leperas tragen sich nicht ganz so nachlässig, wie ihre Männer; wenigstens besitzen sie mehr Schamgefühl. Ihr ziemlich origineller Anzug besteht aus einem weit hinaufgehenden Hemde, welches oberhalb der Brust zusammengezogen werden kann, aus einem Rock von überall gleicher Weite, mit einem weißen Leibchen daran. Zuweilen sind Rock und Leibchen von rothem Wollenzeuge, ein blau und weißer Rebozo macht den Anzug vollständig. Sie gehen barfuß, am Sonntage jedoch ziehen sie wohl Atlasschuhe an, die sie dann auch noch die ersten Tage der Woche anbehalten. An Lasterhaftigkeit geben die Leperos und Leperas einander nichts nach. Streit ist unter diesen Weibern sehr häufig. Sie werfen einen Stein mit eben so vieler Kraft als Geschicklichkeit, und fast Alle führen eine Waffe, die Tranchete, die gefährlichere Wunden macht, als ein Dolch. Es ist eine stählerne Klinge, deren Ende getrümmt ist, wie ein Nebmesser. Bei ihren Kämpfen beobachten sie gewisse Regeln, wie wir bei den Duellen. Es wird vorher ausgemacht, wie tief die Tranchete gehen darf. Bei der Herausforderung legen sie den Zeigefinger an die Klinge und bezeichnen so, wie tief die Wunden seyn sollen, die sie austheilen oder empfangen wollen. Da gewöhnlich Eifersucht den Kampf veranlaßt, so zielen sie fast immer nach dem Gesichte.

Die Leperas von Guadalarara dürfen nicht mit denen von Mexiko verwechselt werden. Sie tragen immer Strümpfe und mit Bändern besetzte Schuhe. Zwar wagen sie es nicht, sich bis zu dem langen Kleide der Bürgerfrauen zu versteigen, aber ihre zwei weißen Röcke, deren oberer von gesticktem Musselin ist, sind am Sonntage blendend weiß. Ein rother oder himmelblauer Gurt von Ebinessischem Crep geht ihnen mehrermale um den Leib und wird dann an der Seite in eine zierliche Schleife gebunden, deren Enden mit breiten goldenen Franzen geziert sind. Die Sitten dieser Leperas sind übrigens nicht besser als die der anderen; man sagt ihnen sogar nach, daß sie noch jüggeloser leben.

Die Indianerinnen sind arbeitsam und ohne Unterlaß mit ihrem kleinen Hausbalt beschäftigt. Sie bereiten das Maisbrod (Tortillas), eine mühsame Arbeit, die jeden Tag wiederkehrt; sie tragen das Essen ins Feld hinaus, versehen die Märkte mit Früchten, Gemüsen und Geflügel. Wenn sie nach der Stadt gehen, so tragen sie ihre Last in einem großen Korbe, der in ein Leintuch geschlagen ist, dessen Zipfel unter der Brust zusammengebunden werden. Diesenigen, welche Kinder zu stillen haben, tragen diese in dem Leintuche und den Korb auf dem Kopfe. Das Kind, welches nur um die Mitte des Leibes gehalten wird, und dessen Kopf und Beine frei schweben, scheint durch diese Stellung und die beständigen Stöße, die es bei dem raschen Gang der Mutter erhält, eben nicht sehr zu leiden. Die Indianerinnen aus der Umgegend der Seen fahren nach Mexiko auf Kähnen, die sie sehr geschickt zu führen wissen.

Die Indianerinnen sind zu 11 bis 12 Jahren männbar, werden aber sehr früh alt. Sie sind gewöhnlich klein und gut gebaut. Man trifft nicht selten sehr hübsche unter ihnen. Ihr schwarzes Haar tragen sie mit rothen Schnüren durchflochten um den Kopf gewunden. Dieser Kopfschmuck würde sehr hübsch seyn, wenn sie ihn immer sauber hielten, leider aber gehört die Keuschheit nicht zu den Haupt-Tugenden der eingebornen Frauen, und sie vernachlässigen ihren Körper eben so sehr, als ihren Anzug. Geistige Getränke lieben sie sehr. Die Schamhaftigkeit verläßt sie nie ganz, selbst in den Augenblicken, wo sie dem Laster fröhnen. Ihre Kleidung besteht in einem wollenen Rock, welcher kaum über das Knie geht, und einem schmalen Stück Leinen mit einer Oeffnung in der Mitte, durch welche sie den Kopf stecken, und das ihnen Brust und Hüften bedeckt, so daß die Arme und die Seiten bloß bleiben. Manche Indianerinnen gehen in der Stadt in Dienst, wo man sie, wegen ihrer Sanftmuth und Ehrlichkeit, anderen Diensthöten vorzieht. Auch als Ammen oder Ehichas nimmt man sie gern. Dieses Wort bedeutet Brust und wird metonymisch für Amme gebraucht. (Revue de Paris.)

Bibliographie.

Conjectures philosophiques. (Philosophische Muthmaßungen.)

Von A. J. de Lasalle. Mit der vom Verf. vorangeschickten Bemerkung: „Si par hasard cet ouvrage tombait sous la main des femmes, je les prie, dans l'intérêt de leur repos, de se dispenser de lire les chapitres X, XI, XII et XIII.“ Pr. 5 Fr.

Cypres et palmistes. (Historische Dichtungen.) Von Poiré St. Aurèle.

Fragmens de poésie. (Gedichte, der Gefangenen von Blaye gewidmet.) Von A. S. Saint Valery.

Bellegarde. — Roman nach dem Englischen, mit einer Vorrede von P. Chasles. 2 Bde.

Par ma faute. (Eigene Schuld.) Roman vom Verf. der Famille d'un condamné. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Caliban. — Acht Erzählungen zweier ehemaligen Einsiedler von Menilmontant. (Saint Simonisten.) 2 Bde. Pr. 15 Fr.

ihre niedrigen breitgeränderten Hüte tief in's Gesicht gedrückt und Blicke versenkend aus den blickenden Augen, man wußte nicht recht, ob furchtbar oder furchtsam. Vielleicht waren es Räuber, Genossen der heutigen Schlachtopfer, mit denen sie manche Scene der Gefahr und Schuld getheilt haben mochten, und die heute wenigstens als Zeugen der für sie selbst noch aufgeschobenen Schlussscene erscheinen wollten.

Merkwürdig schien mir die Gravität der bunten Volksmenge: wenig Gerede über die Verbrecher und ihre Thaten, sey es aus einem Rest von Furcht vor ihnen selbst, oder aus Besorgniß vor lauschenden Spießgesellen. Einige standen allein, in ihre Mäntel gewickelt, ernst, nachdenklich, ja feierlich; andere in schweigenden Gruppen; hier und da ein Landmann auf seinen bewegungslosen Esel gelehnt, den erwartenden Blick nach der Toledostraße gerichtet. Nirgends Geräusch oder Geschrei, als etwa von der Straßenjugend, welche, an irgend einem Gitter kämpfend, einen ausgezeichneten Standpunkt zu erklimmern suchte. Blinde Bettler verkauften Gebete für die armen Seelen der Uebelthäter in Balladenform; Säugende, mit klingenden Glöcklein, machten sich Platz durch die Menge und sammelten Kupfermünzen für Seelen-Messen.

Die Delinquenten liefen ziemlich auf sich warten. Längst hatte die eilfte Stunde geschlagen und noch keine Spur ihrer Ankunft. Der Dezember-Tag war kalt und bewölkt, wie in Madrid nicht ungewöhnlich, und die Luft von jener scharfen durchdringenden Art, welche hier durch die wärmsten Winterkleider dringt, ja, bis an den Kamin uns verfolgt, und alle Behaglichkeit ausschließt; ich war nahe daran, ungeduldig zu werden, und schien mir dann wieder recht herzlos und grausam in dieser Ungeduld über lärgliche Verlängerung des Daseyn's zweier unglücklichen Mitgeschöpfe.

Endlich zeigte sich ein Scenenwechsel in der Toledostraße: die Frauenzimmer auf den Balkonen unterbrachen das bisherige Spiel der mit Bekannten, gegenüber oder unten, durch Fächer, Finger oder Augen gewechselten Grüße; alle Köpfe und Blicke schienen in Einer Richtung zu starren. Nach einigen Minuten ward ein Vortrupp Gendarmen sichtbar, mit weißem Lederzeug und blanken Säbeln auf und nieder reitend und ihre Pferde tummelnd. Hinter ihnen eine Abtheilung Grenadiere, von denen man erst nur die blinkenden Bajonette über den Häuptern des Gedränges in schwankender Bewegung wahrnahm, allmählig auch die rauhen Bärenmützen, dann die ganze Masse. Jetzt stiegen auch Töne des Sterbeliedes über dem dumpfen Volksgesummel feierlich empor.

Die militärische Bedeckung schien absichtlich so geordnet, daß dem Volke auf beiden Seiten der armen Sünder der Aublick frei gewährt blieb. Es waren ihrer drei: der vorderste indessen, obgleich Mitschuldiger der Uebrigen, hatte entweder geringere Blutschuld auf sein Haupt geladen, oder als Werkzeug zur Ueberführung der Kameraden sich Gnade erwirkt. Genug, sein Urtheil lautete nur, unter den Galgen geführt zu werden und die Hinrichtung der beiden anderen dort anzusehen. Er saß auf einem Esel, die Arme auf dem Rücken geknebelt, das Gesicht tief vorwärts bis auf des Thieres Hals gebeugt und in langstatterndes, während langer Gefangenschaft wohl absichtlich für diesen Zweck gepflegtes Haar, wie in einen Schleier verhüllt. Augenscheinlich quälte ihn das Gefühl der Schande und Furcht vor künftiger Wiedererkennung; das Volk schien diese Empfindungen zu billigen und suchte sein Incognito nicht zu stören; ein einziges altes Weib huckte nieder, um dem Vorüberziehenden gründlicher in's Angesicht zu schauen, und rannte dann wieder fort zum Gebrodel ihres tragbaren Heerdes.

Der zweite Delinquent, mit dem Leichentittel angethan, saß lech aufrecht auf seinem Esel, die Füße unter des Thieres Bauch zusammengeknüpft, um jeden Fluchversuch in irgend eine am Wege liegende Kirchen- oder Kloster-Freistatt unmöglich zu machen. Seine Hände waren vorn mit einem Stricke um ein aufrecht hineingestelltes kupfernes Kreuzifix gebunden; aber so oft der neben ihm gehende Mönch es mit ängstlicher zitternder Hand ihm an die Lippen drücken wollte, weigerte er sich, das Bild seines Erlösers zu küssen; ja er spie darauf! ich erinnere mich nicht, je einen so vollständig verhärteten Bösewicht gesehen zu haben. Es war ein kleines dürftiges Kerlchen, von dünnem, sehnigem, lakkenartigem Bau, mit einer Physiognomie, die man gesehen haben muß, um einen solchen Ausdruck teuflischer Verworfenheit möglich zu glauben. Neugierig, etwas von seiner Geschichte zu hören, suchte ich ein Gespräch darüber mit einem neben mir stehenden alten Manne anzuknüpfen. Dieser antwortete bloß mit Achselzucken und schauernder Bewegung; sagte dann leise: „ha hecho muchos muertos, muchisimos“ (er hat viele Mordthaten begangen, sehr viele!).

Der dritte arme Sünder erschien gleichfalls im Sterbelleide, übrigens ganz verschiedenartigen Wesens. Er war körperlich größer und stärker, während aber sein Vorgänger augenscheinlich nur von Gefängnißluft und übler Behandlung blaß und angegriffen ansah, trug er in seiner Bleifarbe und seinen blauen Lippen die unverkennbaren Zeichen innerlichster Todesangst. Seine Hände waren nicht an's Kreuzifix gebunden; frei hielt er ein Psalmbuch, woraus er eifrig mit seinem Mönche sang. Vielleicht wahre Andacht, vielleicht auch nur gebeuchelte und auf Gewinnung der Priester berechnete, durch deren Vermittelung nicht selten in Spanien noch unter dem Galgen die Gnade sich einstellt: jedenfalls konnte man weder ohne Ekel noch ohne Mitleid den Elenden mit blauer krampfhaft bewegter Lippe singen sehen.

Unterdessen hatte der auf dem Platze angelangte Zug Besitz genommen vom nächsten Umkreise der Richtstätte. Die Delinquenten wurden von den Eseln gehoben, der erste unter den Galgen gestellt, die beiden anderen auf der Galgentreppe erste Stufe niedergelegt. Jetzt ergriff der Henker Besitz von seiner Beute. Ueber sie auf die

Treppe tretend, packte er den kleinsten und bösesten der beiden Uebelthäter unter die Arme und schleifte, selbst rückwärts steigend, ihn rückwärts die Treppe hinauf, Stufe um Stufe, jedesmal mit kurzem Halt, wovon jedesmal die Treppe erzitterte. Endlich stand er auf der obersten Sprosse; etwas unter ihm saß sein Schlachtopfer. Der Mönch war bis dahin nachgelittert in losem Gewand von Sackleinwand, mit dem Geißelstrick gegürtet; lang floß ihm der graue Bart über die Brust, und die zurückgefallene Kutte zeigte sein in Form der Dornenkrone des Heilandes halbgeschorenes Haupt. Er schien tief ergriffen von dem Gedanken augenblicklicher Erscheinung dieses verhärteten Sünders vor dem Richterstuhl des Ewigen, vielleicht auch von seiner eigenen Verantwortlichkeit für die arme Seele. Die zitternde Stimme gab Zeugniß vom Ernst seiner unausgesprochenen Beschwörungen um ein Wort der Buße und Reue. Aber bis zum letzten Augenblicke blieb des Mörders Herz verhärtet und erfolglos jeder Versuch, dem Kreuzifix seinen Abschiedstuß zu gewinnen.

Endlich kam die Katastrophe. — Die Execution, deren schauerhafte Details die Nerven unserer Leser zu sehr affizieren möchten, fand mit allen brutalen Höflichkeiten dieser in Spanien nur allzuhäufigen Staats-Actionen statt.

Das Benehmen des Volkes war merkwürdig ernst. So wie jedes der beiden Schlachtopfer von der Leiter geworfen ward, vernahm man zitterndes Gemurmel auf allen Lippen, kurzes Gebet für die arme schuldbeladene, jetzt im Vorhofe der Ewigkeit anlangende Seele. Alle Zuschauer hatten die Mäntel geöffnet, andächtig kreuzschlagend über Stirn, Gesicht und Brust. Der einzige — von Natur oder Profession — ganz Empfindungslos war der Henker. Kaum das letzte Mal zur Erde gekommen, ordnete er mit ruhigem Bedacht jede Verwirrung seines Auges, hob den verlorenen Hut wieder auf, suchte die Spuren des Stricks daran auszulösen, zog eine halb gerauchte Cigarre hervor, schlug Feuer und setzte sie wieder in Brand. Ja, die Blicke, welche er auf beide Leichname warf, schienen eine gewisse Selbstzufriedenheit auszudrücken. Es mag wohl in der menschlichen Natur liegen, stolz zu seyn auf gute Verrichtung auch der schändlichen That!

Das Volk zerstreute sich; die Landleute bestiegen ihre Esel und trabten hinweg; die Städter gingen heim, tief in ihre Mäntel gewickelt. Auch ich säumte nicht; das in mir vorherrschende Gefühl war ein gewisser Ekel an der Menschheit und mir selbst, ungefähr wie ich ihn empfand, als ich zum ersten Mal Rousseau's Bekenntnisse gelesen. — Gewiß schien es mir, daß ein Schauspiel wie dieses nicht geeignet seyn kann, die öffentliche Moral zu befördern, die Menschen besser oder glücklicher zu machen.

Bibliographie.

Fuentes de la riqueza publica. (Quellen des National-Reichtums.) Pr. 10 Rs.

Correspondencia entre varias personas de las que se llaman del buen tono. (Briefe über die Moden, das Hofleben und den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaften, der Wissenschaften, der Literatur, Kunst u. s. w.) Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften.

Memoria sobre el origen del tabaco. (Ueber den Taback und die Nothwendigkeit, den Anbau desselben zur Vernichtung des Schleichhandels, in Spanien einzuführen.) Pr. 4 Rs.

La amnistia Cristina. (Die Amnestie der Königin Christine, oder der Einsiedler in den Pyrenäen.) Historische Novelle aus dem Jahre 1832. Pr. 8 Rs.

E n g l a n d.

Lady Blessington's Unterhaltungen mit Lord Byron.

Neuere Auszüge aus dem Tagebuche der Lady.

Byron wünschte sich nie alt zu werden; im Gegentheil, ich hörte ihn oft den Wunsch äußern, jung zu sterben, und erinnere mich, daß er der Bemerkung des Sir William Temple: „Das Leben gleicht dem Weine, wer ihn rein trinken will, darf ihn nicht bis auf die Hefen leeren,“ seinen vollen Beifall gab. „Es ist eine ganz irrige Meinung,“ sagte er, „daß die Leidenschaften mit den Jahren nachlassen; sie machen bloß anderen Platz, und eben keinen besseren; der Geiz nimmt die Stelle der Liebe ein, hingebendes Vertrauen weicht dem Argwohn. Das sind die Früchte des Alters und der Erfahrung“, fuhr er fort. „Nein, ich mag nicht alt werden. Jugend will ich, das Fieber der Vernunft, und nicht die Gicht derselben: das Alter. Ich erinnere mich meiner Jünglingsjahre, damals floß mein Herz über von Liebe zu allen denen, die mir einiges Wohlwollen bezeugten, und jetzt, erst sechs und dreißig Jahre alt, muß ich in demselben Herzen die Asche ausgebrannter Liebe lange umwühlen, um ein schwaches Flämmchen anzufachen, meine erkalteten Gefühle zu erwärmen.“ Byron trauerte über die verlorenen Gefühle seiner Jugend, wie Andere verlorene Freunde aus jener glücklichen Zeit betrauern. Es lag etwas Melancholisches in diesem Gefühle, und zwar um so mehr, da man sehen konnte, daß es aufrichtig war. Er sprach oft vom Tode, und nie mit Aengstlichkeit; er sagte, die Gewißheit desselben gäbe uns eine bessere Lehre, als alle Schul-Philosophie, denn sie mache uns fähig, die Leiden des Lebens zu erdulden, die, bei ewiger Dauer desselben, unerträglich seyn würden. Den Vers von Cowley:

„O Leben! schwacher Damm, der prahlend zwischen

Zwei Ewigkeiten sich erhebt.“

führte er häufig als ein herrliches Bild an, und sagte, daß er ihm sehr oft einfiel.

Niemals konnte Byron der Freunde, die der Tod ihm entriß

hatte, ohne sichtbare Mühung gedenken. Er verweilte gern bei ihrem Lobe und sprach mit einer Zärtlichkeit von ihnen, als wären sie erst kürzlich und nicht bereits vor Jahren gestorben. Als er einst einiger verstorbenen Freunde erwähnte und ihren Verlust beklagte, unterbrach er sich mit bitterem Lächeln: „Doch vielleicht ist es recht gut, daß sie dahin sind; es ist weniger bitter, über ihren Tod zu trauern, als über ihren Abfall, und wer weiß, hätten sie gelebt, ob sie nicht eben so treulos geworden wären, wie manche Andere, die ich gekannt. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß die Freunde, die das Grab umschließen, die einzigen sind, die wir unser nennen können, und die nie anders werden. Der Tod allein drückt der Freundschaft das Siegel auf. Kein Wunder daher, daß wir das Andenken derjenigen werth halten, die uns liebten, und uns an dem Gedanken hängen, daß sie uns bis ans Ende treu blieben. Die Trauer über solche Verluste macht unser Herz sanfter und besser; wir fühlen uns freundlicher gesinnt gegen unsere Nebenmenschen, weil wir mit uns selbst zufrieden sind, erstlich, daß wir Neigung einflößten, zweitens, daß wir dafür gegen das Andenken unserer hingeschiedenen Freunde dankbar sind. Der Kummer hingegen über Erkaltung und Lieblosigkeit derjenigen, denen wir Vertrauen und Liebe schenkten, hat so viel Bitteres, daß unser Herz vertrocknet, die Quelle der Freundschaft in unserer Brust verstopft und wir einen Widerwillen gegen das ganze Menschengeschlecht fassen, denn unsere Eigenliebe findet sich an ihrer verwundbarsten Stelle verletzt — wir haben Liebe geboten und keine Erwidderung gefunden. — Man lernt wohl, dies ohne Murren und mit scheinbarer Ruhe tragen, aber der Eindruck ist unverwischlich, und wer nach solchen Täuschungen nicht ein Eyniker oder noch etwas schlimmeres wird, der muß von anderem Stoffe seyn, als die übrigen Menschen.“

Ich bemerkte ihm, daß seine früheren Freunde ihm keine Ursache gegeben hätten, sich über diesen Gegenstand so bitter zu äußern, und führte Herrn Hobhouse *) als Beispiel an. „Ja fürwahr,“ antwortete er, „dieser hat sich nicht geändert, und ich halte ihn für unwandelbar, und wenn Freundschaft, wie man allgemein glaubt, darin besteht, die Wahrheit, die ungeschminkte nackte Wahrheit zu sagen, so ist er in der That ein Freund. Dennoch, — hol's der Hölle, ich kann nicht lügen, — Hobhouse hat mir Freundschafts-Beweise gegeben, die mir angenehmer waren, als seine Wahrheiten. Die Sache ist aber die, ich hätte es gern gesehen, wenn er diese ein wenig mit Schmeichelei überzuckert hätte, wie man einem Kinde die Medizin überzuckert, und das wollte er nie, daher war ich niemals so recht zufrieden mit ihm, obgleich zu fond ich ihn deshalb um so höher schätze, während ich mich selbst wegen dieser Schwachheit geringer achte.“

„Ein anderer meiner Freunde, William Bankes, ist ein sehr geistreicher, wahrhaft origineller und äußerst unterrichteter Mann; auch hat er ein sehr gutes Herz, aber er ist ebenfalls kein Schmeichler. Wie ungerecht sind wir, die Frauen anzulagen, daß sie die Schmeichelei so gern haben; ich bin überzeugt, daß wir Männer sie um kein Haar weniger lieben, nur zeigen wir es nicht mit so lebenswürdiger Offenheit wie sie. Schmeicheleien, die man uns selbst sagt, sind stets willkommen; hören wir aber Andern nur halb so viel sagen, so erklären wir ohne Weiteres den Spender derselben für einen Speichellecker und den, der sie annimmt, für einen Tropf. Doch selbst wenn wir der Aufrichtigkeit oder Urtheilskraft des Schmeichlers nicht trauen, ist uns der Beibrauch dennoch angenehm, denn wir schließen daraus, daß wir doch keine unwichtige Person seyn müssen, weil man sich die Mühe nimmt, uns zu schmeicheln. Zwei Dinge (sah Byron fort) nehmen wir Alle gern, und nie finden wir, daß wir davon zu viel haben: Geld und Schmeichelei. Je mehr man von dem Ersteren hat, desto leichter kann man zu dem Zweiten kommen, so viel ich wenigstens in England wahrnehmen konnte, wo man dem Reichthum stets eine Aufmerksamkeit und Ehrerbietung zollt, deren Tugend, Genie oder Tapferkeit sich selten zu erfreuen haben.“

„In keinem Lande“, fügte Byron hinzu, „habe ich dagegen gefunden, daß hervorragendes Verdienst so viel Neid, Eifersucht und Böswilligkeit erregt, wie in England. Diejenigen, die sich schenken, es geradezu anzugreifen, suchen es dadurch herabzusetzen, daß sie die Mittelmäßigkeit bewundern, gerade wie Frauen, wenn sie eine Schönheit besonders rühmen hören, entweder sie ganz weglängnen, oder schwach beistimmen, zugleich aber einer ganz mittelmäßigen Figur das größte Lob spenden, um zu zeigen, daß sie nicht neidisch sind. Die Engländer machen es mit ihren großen Männern, wie mit ihrem Klima; unter sich setzen sie es herab, gegen Fremde aber verteidigen sie es aus Eigenliebe. Haben Sie je in England gesehen, daß eine Person von hohen Gaben geliebt wurde? Sind nicht gerade diejenigen am beliebtesten in der Gesellschaft, die keine Eigenschaften besitzen, welche Neid erregen könnten, liebe gute Leute, aber negative Charaktere, deren Güte selbst (wenn Gutwärtigkeit Güte heißen kann) aus dem Mangel aller positiven Vorzüge entsteht, wie das Weiße aus der Abwesenheit aller Farben? Solchen Leuten fühlt man sich gleich, oder gar überlegen, daher sind sie beliebt, weil sie keine Eitelkeit verletzen können; Alles lobt sie, weil Jeder, der sie lobt, mit Selbstzufriedenheit an seine eigene Überlegenheit denkt. Indes, ihrer Fehler ungeachtet, tugen die Engländer, d. h. Leute von Erziehung und Bildung, dennoch besser zum geselligen Verkehr, als irgend eine andere Nation, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie zu hören. Dadurch wird man behutsam in seinen Reden und wirft nicht so mit jenen mille petits riens um

sich, wie anderwärts, wo man dreister ist, weil Alle durch einander sprechen; und dadurch ist viel gewonnen. In welchem anderen Lande, als in England, hätte Jekyll mit seinen witzigen Antworten und geistreichen Anekdoten so viel Glück machen können? Denken Sie sich ihn in Frankreich oder Italien und mit der Landessprache vollkommen vertraut, so hätte dennoch unsere attische Biene, bei dem Gesumse der Hummeln um sie her, weder ihren Honig noch ihren Stachel anbringen können. St. Evremont, glaube ich, sagt irgendwo, daß es keinen besseren Gesellschafter gäbe, als einen Engländer, der spricht, und einen Franzosen, der denkt; mir aber ist der lieber, welcher zu hört, er müßte denn, gleich Jekyll, von Geist übersprudeln, aber nicht, wie unsere meisten Bekanntschaften, der Trommel gleichen, die viel Lärm macht, weil sie leer ist. Eine lebhafteste Unterhaltung wirkt auf mich beinahe wie Champagner; sie erhöht meine Stimmung, macht mich schwindlig, und in diesem Rausche sage ich tausend närrische Dinge. Es dauert lange, ehe ich wieder nüchtern werde, und dann bin ich abgespannt, halb ärgerlich, halb schwermüthig und mit mir selbst und der Welt unzufrieden. Ein interessantes Buch ist das einzige Linderungsmittel, das mir meine gewohnte Ruhe wiedergibt; denn, bin ich meinen Betrachtungen überlassen, so fühle ich mich — mir selbst gegenüber — so beschämt über meinen Leichtsinns und meine Ueberspanntheit, daß alle Thorheiten, die ich gesagt habe, sich gleich Anklägern gegen mich erheben, und ich stehe dann so schämsmäßig da, wie ein Schuljunge, der zum ersten Mal geschweigt hat.“

Bibliographie.

- The battle of Trafalgar. (Die Schlacht von Trafalgar.) Ein Gedicht. Pr. 4½ Sch.
Lectures etc. (Vorlesungen über die Kirchengeschichte des zweiten und dritten Jahrhunderts.) Von Burton. Pr. 12 Sch.
Bulmann's larger greek grammar. (Bulmann's größere Griechische Sprachlehre.) Pr. 13½ Sch.

Mannigfaltiges.

— Das Londoner Post-Amt. Bloß in dem inländischen Post-Amtel beläuft sich die Zahl der Briefe täglich im Durchschnitt auf 35,000 eingehende und auf 40,000 (jährlich 23,475,000) abgehende, worunter weder die in dem auswärtigen Post-Amtel, noch in dem Schiff-Post-Amtel oder in der Stadt-Post gerechnet sind. Die Anzahl der Zeitungsblätter wechselt von 25,000 bis 60,000 (am Sonnabend 40,000, am Montag 50,000), wovon ungefähr 20,000 zehn Minuten vor 6 Uhr abgegeben werden. Nach dieser Stunde zählt jedes Blatt einen halben Penny mehr, was alle Jahr volle 500 Pfd. Sterl. einbringt. An 240,000 Blätter werden jährlich zwischen 6 und 7 auf 8 Uhr zur Post gegeben. Für zeitigere Ablieferung der Briefe zc. geben jährlich 4000 Pfd. ein, und der Penny, den man für jeden Brief an die Briefsammler zahlt, die mit einer Glocke umhergehen, um sie in Empfang zu nehmen, trägt jährlich 3000 Pfd. ein, welches 720,000 Briefe oder beinahe 2000 täglich bedingt. Das Post-Amt nimmt wöchentlich 6000 Pfd., also über 300,000 Pfd. jährlich, ein, und von dieser ungeheuren Einnahme sind seit 25 Jahren nicht mehr als 200 Pfd. durch Unterschleif verloren gegangen. Die frankirten Briefe belaufen sich jeden Morgen auf 4—5000. Zeitungen nach dem Auslande können nur bis zu dem nächsten Hafen, so weit die Meerespost geht, frankirt werden. Von da an zahlen sie das Porto nach dem Gewicht, daher eine täglich erscheinende Englische Zeitung in St. Petersburg auf 40 Pfd. jährlich zu stehen kommt. (P. M.)

— Ein Salzsee in Süd-Afrika. Dieser See, welcher mitten in einer ausgedehnten Ebene in beträchtlicher Höhe über dem Meerespiegel liegt, ist von ovaler Form, hat ungefähr 3 (Engl.) Meilen im Umfange und an einer Seite ein sanft abhängiges Ufer von grünem Rasen. An den anderen Seiten sind die Ufer höher und steiler und durchgehends mit einem üppigen Holz- und Pflanzenwuchs bedeckt. Als wir den See besuchten, war er rings umher am Rande und auf einem großen Theil der Oberfläche mit einer dicken Salzkruste überzogen, welche mit kleinen schneeweißen Krystallen besetzt war, so daß das Bassin ausah, wie ein theilweise gefrorener Teich, der mit Reif oder feinen Schneeflocken bedeckt ist. Dieses winterliche Ansehen des See's kontrastirte wunderbar mit der üppigen Vegetation an seinen Ufern, wo Holzungen vom schönsten Immergrün und schlankel Azazien mit blühenden Stauden und köstlichen exotischen Pflanzen von ungemeiner Größe abwechselten, wie die Portulacaria afra (das Lieblingsfutter des Elefanten), der Crassula-Baum, der scharlachrothe Cotyledon, mehrere Gattungen der Aloe, wovon einige ihre dicken Stimmensbüsche über den Rand des See's hinausneigten, andere ihre stolze Liara von blutrothen Blumen bis zu einer Höhe von 12 bis 15 Fuß emporstreckten, und über Alle hinaus die gigantische Euphorbia, die ihre blätterlosen Arme weit über den Staudenwald hinstrckte. Das Ganze, von der untergehenden Sonne mit glühendem Roth übergossen, machte eine wunderbare und herrliche Wirkung. — Ich machte keinen Versuch, die Salzkruste zu untersuchen, mit welcher, nach Barrow, der ganze Grund des See's bedeckt seyn soll. Ich kostete aber das Wasser und fand es so salzig wie Seewasser. Unter den verschiedenen Hypothesen, welche die Naturforscher aufstellen, um die Entstehung dieses und anderer Salzseen im südlichen Afrika zu erklären, scheint mir die, welche sie unterirdischen Salzquellen zuschreibt, die meiste Wahrscheinlichkeit für sich zu haben. (P. M.)

*) Den jetzigen Staats-Secretair Sir J. C. Hobhouse.